Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635348

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Soll mir auch vollkommen gleichgültig sein. Mr. Bolton bestreitet sämtliche Spesen der Reise, und spätestens am 31. Mai trennen sich unsere Wege. Sogar für meine Rückfahrt kommt er auf."

„Du sagtest doch, er hätte Dich für neun Uhr zum Bahnhof bestellt?"

„Ja. Aber um diese Zeit fahren Züge nach allen Himmelsrichtungen."

Marianne machte ein nachdenkliches Gesicht. Erst nachdem sie einen Schluck Tee getrunken hatte, sagte sie: „Ich finde die ganze Sache recht merkwürdig."

„Merkwürdig oder nicht — ich bin dem Manne verpflichtet. Zumindest für die nächsten vier Wochen. Komm, Marianne, wir wollen diesen Tango tanzen!"

4. Kapitel.

„Hallo, Mister Bellini!" kam Bolton auf mich zu. „Ihre Pünktlichkeit weiß ich zu schätzen. Alles in Ordnung? Gepäck? Paß? Unser Zug fährt in zehn Minuten. Kommen Sie nur, die Fahrkarten sind bereits besorgt."

Er drückte meine Hand und zog mich mit sich.

Wir standen bereits vor der Sperre, als der Detektiv sich plötzlich umwandte und lachend rief: „Ach so, Sie wissen ja noch gar nicht, wohin wir reisen? "

„Ich dachte, ich würde es noch rechtzeitig genug erfahren", antwortete ich ruhig.

„Bravo, Mister Bellini! Phlegma ist in meinen Augen eine schätzenswerte Eigenschaft. Wozu neugierig sein? Es kommt ja meistens doch anders ... Womit ich ja nicht gerade behaupten will, daß wir diesmal anstatt in Nizza in Brüssel landen werden!"

Wir fuhren also an die Riviera. Ich hätte mir ein übleres Reiseziel vorstellen können. Wir bestiegen einen Schlafwagen.

Die Schaffner hatten bereits die Wagentüren geschlossen. Der Amerikaner und ich lehnten am Wagenfenster, als ich am Ende des Bahnsteigs plötzlich Marianne auftauchen sah.

Die liebe Marianne! Auf die Gefahr hin, daß sie mich nicht finden würde — sie wußte ja nur, daß ich mit irgendeinem Zuge, der nach neun Uhr den Bahnhof verließ, abreisen sollte —, war sie zum Bahnhof geeilt. Jetzt hatte sie mich erblickt und kam eilig auf uns zu. Ich sah das freudige Leuchten in ihrem Gesicht.

In diesem Augenblick gab der Stationsbeamte das Abfahrtszeichen. Der Zug setzte sich in Bewegung, gerade als Marianne den Wagen, aus dessem Fenster ich und Bolton lehnten, erreicht hatte.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, Marianne!" rief ich. „Lebewohl und auf ein baldiges Wiedersehen!"

Merkwürdigerweise hing Mariannes Blick nicht an mir, sondern an Bolton. Der freudige Zug war aus ihrem Antlitz verschwunden; sie starrte Bolton, dessen typisches amerikanisches Aussehen ihn zweifellos als meinen Begleiter verraten hatte, geradezu erschrocken an. Sie schien mir etwas zuzurufen, doch das Geräusch des abfahrenden Zuges übertönte ihre Stimme.

Ich sah Marianne noch eine Weile. Der Umstand, daß sie wie angewurzelt dastand und mein Winken nicht erwiderte, überraschte mich.

„Wer war die Dame?" hörte ich plötzlich Boltons Stimme.

„Eine Kollegin und gute Freundin. Die bekannte Schulreiterin ..." Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, innezuhalten, ehe ich Mariannes Namen genannt hatte.

Bolton schien die Auskunft zu genügen. Er erwähnte Marianne nicht wieder. Er gähnte jetzt laut und sagte: „Ich bin schläfrig, Mister Bellini! Das beste ist, wir übergeben unsere Pässe dem Schaffner. Vielleicht läßt man uns an der Grenze unbehelligt. Gute Nacht!"

Ich stand noch eine Weile auf dem Korridor, dann ging ich in mein Abteil.

Meine Gedanken befaßten sich mit Mariannes unerklärlichem Benehmen, und so fand ich nicht gleich Schlaf. Als mich ein leises Klopfen an der Abteiltür erwachen ließ, stand der Zug still. Ich öffnete und erblickte einen Bahnbeamten.

„Eine Depesche für Herrn Eberhard Weindal", sagte er. Der Schaffner, dem ich meinen Paß gegeben hatte, hatte ihm anscheinend den Weg gewiesen.

Ich blickte auf meine Uhr. Es war noch nicht ganz Mitternacht. Wir befanden uns demnach auf der ersten Haltestelle des Expreßzuges. Ich riß die Depesche auf. Ihr Inhalt war befremdend: „Vorsicht vor Deinem Begleiter! Drahte, wohin ich Dir Näheres mitteilen kann, Marianne!"

Noch ganz verdutzt stand ich vor meinem Abteil, als die Tür des Nachbarabteils aufging. In ihrem Rahmen stand Bolton. Er trug über seinem Schlafanzug einen langen, überaus eleganten Morgenmantel.

„Ich hörte, daß man Ihnen ein Telegramm brachte", sagte er verschlafen.

„Ja", antwortete ich.

Dann wartete ich, daß Bolton etwas fragen würde. Es mußte ihm doch merkwürdig erscheinen, daß ich eine Depesche erhielt, obwohl niemand wußte, daß ich mich in dem Zuge befand.

Da der Amerikaner schwieg, fühlte ich mich verpflichtet, zu sagen: „Meine Kollegin, die Sie bei der Abfahrt des Zuges sahen, sandte mir Abschiedsgrüße."

Mir schien, als ob Bolton mich mißtrauisch musterte. Trotzdem klang Boltons Stimme vollkommen ruhig, als er mit einem freundlichen „Schlafen Sie gut!" wieder in seinem Abteil verschwand.

Selbstverständlich floh mich, als ich mich erneut zur Ruhe gelegt hatte, der Schlaf.

Was sollte Mariannes Warnung bedeuten? War Marianne das Opfer eines Irrtums oder kannte sie Bolton und hatte triftige Gründe, dem Amerikaner zu mißtrauen?

Ich fand auf diese Fragen keine Antwort.

Gleich nach unserer Ankunft in Nizza wollte ich Marianne depeschieren und sie um nähere Auskunft bitten. Bis dahin gedachte ich, auf Bolton ein wachsames Auge zu halten.

Im Laufe des nächsten Tages gewann ich aber immer mehr die Ueberzeugung, daß sich Marianne irren mußte. Schon bei der Paß- und Zollkontrolle, zu der wir geweckt wurden, konnte ich mich überzeugen, daß die Papiere des Amerikaners vollkommen in Ordnung waren. Bolton war ein Angestellter, und allem Anschein nach kein x-beliebiger, der amerikanischen Pinkerton-Gesellschaft. Wie hätte der Mann gegen mich etwas im Schilde führen können?

Nach dem ausgiebigen Frühstück im Speisewagen bat ich Bolton, mir die Geschichte des Raubes zu erzählen, dessen Beute er jetzt nachjagte. Bolton war gerne dazu bereit.

Vor ungefähr dreizehn Monaten hatten die amerikanischen Blätter ausführlich über den schier märchenhaften Besitz an Edelsteinen, orientalischen Perlen und sonstigem Geschmeide des Maharadschas von J. berichtet, den dieser mit sich nach den Vereinigten Staaten brachte. Der Maharadscha, den ein Hofstaat von mehreren Dutzend Personen begleitete, kam zum Besuche des Millionärs J. B. Lawrence, der seinerseits vor kurzem der Gast des Maharadschas auf dessen indischen Besitztümern gewesen war. Woher die beiden Männer sich eigentlich kannten, wurde nicht erwähnt.

Auf alle Fälle bestand zwischen ihnen eine Freundschaft, die den Maharadscha veranlaßte, der Einladung des amerikanischen Millionärs, der Vermählung von dessen Tochter beizuwohnen, Folge zu leisten.

Bei dieser Hochzeit fand ein verwegener Bandenüberfall auf die Hochzeitsgäste statt und den Banditen fiel der gesamte Schmuck des Maharadschas in die Hände.

Versichert war der Schatz auf eine Million Pfund, doch sollte sein tatsächlicher Wert diese Summe bei weitem übersteigen.

Der Polizei gelang es, einige verdächtige Männer festzunehmen. Es waren ausnahmslos verwegene, übel beleumdete Gesellen. Aber keinem konnte die Beteiligung an dem Ueberfall nachgewiesen werden, und man mußte alle Verhafteten wieder entlassen.

Die Polizei hatte insbesondere Gründe zur Annahme, daß jener in der Taxe am Herzschlag gestorbene Robert Williams seine Hand in der Sache hatte. Die Kriminalbehörden waren seit langem hinter Williams her, ohne daß es ihnen bisher gelungen war, ihn einer Straftat zu überführen. Der Mann besaß in New-York ein elegantes Haus und führte das Leben eines reichen Müssiggängers.

Nachdem der Verdacht, der geistige Urheber des Raubes zu sein, auf Robert Williams gefallen war, wurde er Tag und Nacht bewacht. Doch der Mann tat nichts Verdächtiges und kein Stück der riesigen Beute kam durch die üblichen Kanäle der Hehler zum Vorschein. Da gab die Polizei die Beobachtung von Williams auf. Bolton aber belauerte im Auftrage einer Versicherungsgesellschaft, die eine Belohnung von zwanzigtausend Pfund für die Wiederherbeischaffung des Schatzes ausgesetzt hatte, Robert Williams weiter. Daß diese Spur richtig war, bewies ihm die Tatsache, daß Williams nach Jahresfrist plötzlich aus Amerika verschwand. Nach vielen Mühen fand Bolton dann seine Spur in Berlin wieder.

„Und doch hat er sich glücklich für immer auf und davon gemacht", schloß Bolton seinen Bericht.

Eine Frage konnte ich nicht unterdrücken. Sie betraf meine unbekannte Auftraggeberin. Selbstverständlich hatte ich sie Bolton gegenüber bereits in meinem Bericht erwähnt.

Merkwürdigerweise schien meine Unbekannte den amerikanischen Detektiv bedeutend weniger zu interessieren als die Frau, die ich in Begleitung von Williams gesehen hatte.

„Wer kann Ihrer Meinung nach die Dame sein, die mich beauftragte, Williams zu folgen?" fragte ich.

Der Amerikaner antwortete nicht sofort. Endlich sagte er: „Darüber habe ich mir vergeblich den Kopf zerbrochen . . ."

Im Laufe dieses Tages machte ich noch eine merkwürdige Feststellung: Als ich noch einmal die Depesche, die Marianne mir gesandt hatte, durchlesen wollte, war sie verschwunden. Obschon ich mich ganz genau erinnerte, daß ich das Telegramm in die obere Außentasche meines Sakkos gesteckt hatte, untersuchte ich sämtliche Taschen noch einmal.

Aber das Telegramm kam nicht zum Vorschein.

5. Kapitel.

Wir befanden uns seit zwei Tagen in Nizza. Ich wohnte mit Bolton in einem Hotel der Promenade des „Anglais" und hatte es eigentlich recht gut. In Begleitung des Amerikaners zog ich von einem Lokal ins andere. Wenn Bolton auf diese Weise die Begleiterin von Williams zu finden hoffte, so war das seine Sache.

Gleich nach unserer Ankunft depeschierte ich an Marianne meine Anschrift. Das heißt, ich bat sie, mir nach Nizza, postlagernd, zu schreiben.

Das unerklärliche Verschwinden von Mariannes Depesche aus meiner Tasche machte mich doch stutzig, und ich hielt es ratsamer, Mariannes Schreiben nicht nach unserem Hotel kommen zu lassen .

Da ich annahm, daß der erwartete Brief bereits angelangt sei, suchte ich nach einer Gelegenheit, das Schreiben abzuholen. Doch Bolton ließ mich keinen Augenblick allein. Am nächsten Morgen stand ich also ganz früh auf, kleidete mich an und eilte zum Postamt.

Ich kam zu früh; die Schalter waren noch geschlossen. Ich überlegte gerade, ob ich die Oeffnung vor dem Gebäude abwarten oder in einer benachbarten Kaffeebar inzwischen den Frühstückskaffee einnehmen sollte, als ich plötzlich Bolton erblickte.

War der Amerikaner mir gefolgt?

Trotz seiner gutgespielten Ueberraschung nahm ich es an. Er erzählte mir, er habe Lust zu einem kleinen Morgenspaziergang bekommen und sei sehr überrascht gewesen, als er mich, den er im Hotel schlafend wähnte, plötzlich erblickte.

„Kommen Sie, wir wollen erst 'mal anständig frühstücken. Oder wollen Sie etwa zur Post?" rief er munter.

Dummerweise verneinte ich seine Frage.

Das Frühstück,das wir in einem italienischen Lokal in der Nähe des Massena-Platzes einnahmen, war wirklich „anständig". Nachher bestand Bolton darauf, daß wir die Promenade des „Anglais" entlang pilgerten, um unter den frühen Spaziergängern nach der Gesuchten Ausschau zu halten.

Dann saßen wir auf der Terrasse des Casino Municipal und ließen die fröhliche, laut schwatzende Menge an uns vorbeidefilieren.

Erst nach dem Mittagessen kam ich dazu, Bolton zu verlassen. Ich argwöhnte schon, er würde mich unter irgendeinem Vorwand zurückzuhalten suchen. Doch da irrte ich mich.

Auf dem Postamt erwartete mich eine Enttäuschung; kein Schreiben war für mich angelangt.

Ich fand es unverständlich, daß Marianne nach der telegrafischen Warnung es unterließ, mir sofort zu schreiben und ihren Verdacht zu begründen. Ich beschloß, falls am nächsten Tage der erwartete Brief nicht ankäme, zu versuchen, mich mit Marianne telefonisch in Verbindung zu setzen.

Da Bolton mich erst gegen Abend erwartete, fuhr ich mit einem der großen, komfortablen Autobusse nach Monte Carlo. Nach einem kurzen Rundgang durch die Säle des Spielkasinos setzte ich mich auf die Terrasse des Café de Paris.

Obwohl ich schon mehrere Male in Monte Carlo gewesen war, konnte ich mich auch jetzt dem Zauber des farbenprächtigen Bildes, das sich meinen Augen darbot, nicht verschließen.

Auf den palmenbesäumten Wegen tummelte sich die scheinbar sorgloseste Menge der Welt. Der Himmel zeigte sein berühmtes Blau, und aus dem Innern des Cafés drangen gedämpft die Klänge eines Walzers an meine Ohren. Lack- und chromglänzende Autos, mit schönen Frauen und von der Sonne gebräunten, eleganten Männern im Innern, glitten vorbei. Ein baumlanger Polizist in tadellos weißer Uniform und weißem Helm stand gleich einer Marmorstatue auf der breiten Freitreppe des Kasinogebäudes . . .

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich plötzlich die Erscheinung an, die, aus dem Kasino kommend, in mein Blickfeld trat. In der nächsten Sekunde sprang ich auf und ging auf sie zu. Richtiger: ich rannte auf sie zu!

Die Menschen blickten mir verwundert nach. Mir war es gleichgültig. Ich befürchtete, die Erscheinung könnte sich wie ein Phantom plötzlich in Nichts verwandeln.

Jetzt standen wir uns gegenüber.

Ich hatte mich nicht getäuscht: es war meine Unbekannte! Die Dame, die mich — es war vor genau einer Woche — auf dem Kurfürstendamm gebeten hatte, Robert Williams zu folgen . . .

Die unerwartete Begegnung viele hundert Kilometer von dem Orte entfernt, wo wir uns zum ersten Male sahen, schien die Fremde in eine derartige Bestürzung zu versetzen, daß sie mich nur stumm anstarrte. Ich war es, der zuerst die Sprache fand. Es war nicht gerade geistreich, was ich sagte.

„Gut, daß ich sie treffe", sprach ich. „Sie hatten vergessen, mir Ihre Adresse zu geben."

Die Fremde starrte mich noch immer fassungslos an. Endlich öffneten sich ihre Lippen. Erschrocken — mir zumindest schien es so — klang es: „Wie kommen Sie hierher?"

Ehe ich noch antworten konnte, fuhr die Fremde fort: „Warten Sie, wir suchen einen Ort, wo wir ungestört sind . . ."

Ich wies auf das Café.

Fortsetzung folgt.